

Winter : Novelle

Autor(en): **Romanow, Pantelejmon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Winter

Novelle von Pantelejmon Romanow

Deutsch von L. S. Bagdasarianz

I.

Schon ist es tiefer Winter... Wie es schneit! Welche Flocken! Ringsumher ist alles weiß und tot. Auf Sockel und Pfeilern wölben sich dicke, weiße Mützen. Abends aber, wenn der Himmel sich zum Froste klärt, und hinter den verschneiten Bäumen das frühe, winterliche Abendrot erlischt, dann entzünden sich in Reihen nacheinander die blassen Lichter der Großstadtstraßen. Auf den Trottoiren strömen die Menschen in fröhlicher Hast dahin.

Ich bin allein und habe niemand, der mir nahestände. Zuweilen liebe ich meine Einsamkeit, und in solchen Augenblicken bewegen mich irgendwelche lichte Gedanken. Auch die Seele ist dann licht. Manchmal aber wird's so trostlos um mich her, daß sich Gott erbarme! Wenn das jemand wüßte, wenn es einer sähe!

Wer sollte das aber wissen, wer es sehen?

Niemand.

Ich denke oft in letzter Zeit – ich weiß nicht warum – an einen bestimmten Menschen. Und solche Gedanken führen mich dann weiß Gott wohin. So auch jetzt: vor mir geht ein Pärchen – ein Mann und ein junges Mädchen. Er hält sie fest am Arm, sie aber blickt ihn an, die Augen zu ihm emporgerichtet, als gäbe es außer ihnen beiden niemand mehr auf der Welt.

Sie haben auch niemand auf der Welt nötig.

Sie trägt ein weißes Käppchen und kurzes Pelzmäntelchen, ihre Oberlippe deckt ganz zarter Flaum. Bloß auf ihren Freund schaut das Mädchen, kennt nur ihn allein.

Liebt nur ihn allein...

Ich aber schreite gedankenverloren hinter ihnen her.

Weshalb folge ich ihnen? Habe doch hier nichts zu schaffen? Also brauche ich auch nicht mitzulaufen.

Der Platz ist ja besetzt...

Was sind das für Gedanken? Und woher diese Sehnsucht? Ist es etwa der gestrige Abend, der mir in den Sinn kommt? Aber, mein Gott, was geht denn der mich an? An dem Abend ist doch nichts geschehen! Hat sich gar nichts zugetragen! Ich saß bloß da, schaute und freute

mich für meinen Freund... weil ihm das Schicksal solches Glück geschenkt.

Wie lebendig seh' ich ihn vor Augen, seine gedrungene, etwas gebückte Gestalt, den alten Hut und die tiefen, stets freundlich blickenden Augen.

Er ist der Freund meines Herzens. Ein Mensch, der hört und versteht, was andern zu hören und zu verstehen nicht beschieden ist.

Das kommt von seiner ewig lichten Seele.

Wie geht doch alles sonderbar auf Erden zu! Ist es denn lange her, daß er ebenso einsam war wie ich! Aber – da kam eines Tages von irgendwo weit her eine Frau zu ihm gefahren – ein junges Mädchen – ein Kind fast noch...

Und – ist bei ihm geblieben.

Gierig offen blicken ihre Augen auf die Welt. Die Wangen erglühen oft in flammendem Rot, und wenn sie mir beim Sprechen zuhört, so schaut sie mich an, die Augen weit offen und wie in Gedanken versunken, während sie die Hand meines Freundes hält. Gleich einem Kinde, das nach der Hand der Mutter greift...

Nach einer sicheren Stütze...

Eine unbekannte Kraft scheint sie mit fortzureißen, allein sie fürchtet sich vor dem ersten Schritt. So steht sie denn da, an die Schulter meines Freundes geschmiegt – schlank, jung und schön, mit frischleuchtenden Lippen und wartenden Augen... Zu irgendeiner Tat bereit und doch wieder schüchtern zugleich.

Noch hat ihre Seele sich nicht vollständig erschlossen...

II.

Wie hat er sich verändert, mein stiller, sanfter Freund! Und wie schlecht steht ihm der neue Hut und das neue Kleid zu der gebückten Gestalt und dem gutmütigen, nicht ganz irdischen Gesicht! Zuweilen besucht er mich. Doch – wir sprechen wenig.

Es ist auf einmal nichts da, worüber wir sprechen könnten.

Und so schweigen wir denn lange. Ich schaue ihn an und – mir wird's traurig und schmerzlich zu Mute. Warum – weiß ich nicht. Zwischen uns hat sich eine Wand erhoben. Er hat mir nichts mehr zu sagen. Verstummt, erloschen ist in ihm, was einst so wertvoll mir erschienen.

Jene Stille der Seele, die Himmel und Ewigkeit erschaut.

Und ich errate, daß er mich dann besucht, wenn sie nicht zu Hause

ist. Es fällt ihm schwer, allein auf sie zu warten, deshalb besucht er mich. Ich spreche dann zu ihm, indessen er auf die Uhr schaut.

Seine Seele weilt ferne von mir.

Das ist der Mensch, dessen Auge sah, was andern zu sehen nicht beschieden ward. Und nun ist seine Seele taub und schwer.

Für mich ist sie aber ganz erstorben.

Wahrscheinlich ist er so geworden, weil jetzt an seiner Seite jenes junge Leben schreitet. Die Leidenschaft des Weibes liebt ja keine Gedanken, keine stillen, tiefen Seelen...

Und schließlich mag das richtig sein, bleibt man doch mit seiner stillen Seele am Ende noch weit hinten irgendwo zurück.

Darüber muß ich immerhin oft nachdenken.

Es kann sein, daß auch er gerade deswegen nicht wie früher zu mir spricht. Vielleicht ist es langweilig, über all das zu sprechen, wenn an deiner Seite eine junge Frauenseele nach dem Leben verlangt, nach Lärm und grellen Farben. Oder von einer brennenden Sonne gar träumt und irgendwelch brennendes Glück für sich dort sucht.

Und so fürchtet denn auch er wahrscheinlich – er könnte am Ende irgendwo weit hinten zurückbleiben. Solchen Gedanken hänge ich nach – indessen er auf die Uhr schaut. Und traurig lächelnd sagt er:

« Das Leben ist stark, doch stärker ist die Liebe. Lerne sie kennen, und du vergisdest alles. »

III.

Das ist es ja eben! Ich kenne sie nicht.

Ein ganzer Frühling ist vergangen, und – ich habe sie nicht gekannt. Dann kam der Sommer, und – schon ist der Winter da... Dichter Schnee fällt vom Himmel! Sieh, welche Flocken! Ich aber kenne sie immer noch nicht.

Und da denke ich an jene Frau, die meinem Freund die Liebe gebracht. Sehe den unruhigen, wartenden Blick ihrer schwarzen Augen, die schlanken Arme, die sie manchmal über die Knie geworfen hält und, einen Moment sich vergessend, dem Gespräch zuhört. In ihr brennt beständig das Feuer der Jugend und Ungeduld.

Als scheine es ihr, das wirkliche Leben sei dort, wo sie nicht ist, und andere würden es an sich reißen, während sie leer ausgeht.

Sie kennt keine Ruhe.

Das sagte auch Anton. Deshalb liebt er es, wenn ich ihn besuche: sie wird dann eine Weile still, setzt sich neben ihn und legt ihre schlanken Hände auf sein Knie. Ihr zarter Körper schmiegt sich an ihn, die langen

Wimpern heben sich von Zeit zu Zeit, und aus ihren Augen trifft mich ein kurzer, stummer Blick.

Ganz besonders oft erinnere ich mich, aus irgendeinem Grund, an einen solchen Blick. Es war, als ich einmal mit Anton sprach. Sie sah mich an, und ich schaute zurück. Da wurde sie es plötzlich gewahr und wandte rasch die Augen weg.

Gleich darauf verliess sie das Zimmer.

Und nun denke ich immer und immer wieder an diesen Blick. Besser wäre es ja, nicht daran zu denken, steigt einem doch dabei weiß Gott was in den Kopf. Als könnte auch ich ebenso glücklich sein. . . Als müßte auch zu mir das Glück kommen, das meinem Freund beschieden ward.

Gestern brachte er ihr bunte Stoffe mit – goldene Blumen auf roten Grund gewirkt. . .

Sie freute sich unbändig.

Ganz wie ein Kind.

Ihre Augen aber brannten dunkel erregt, und sie küßte ihn mehrere Male mit dem ganzen Feuer ihrer jungen Leidenschaft.

Ganz wie eine Frau.

Doch ihr Blick ruhte dabei auf mir. Als hätte sie mir zeigen wollen, wie heiß und zärtlich zugleich sie in der Liebe sein könne.

In der Liebe zu meinem Freund.

Wie ist doch das menschliche Leben so voller Zufälligkeiten: da überschüttet es einen ganz unversehens mit den höchsten Gütern der Erde.

Ich schaute ihnen zu, entfernte mich dann und verzehrte mich wieder in Sehnsucht. Nicht daß ich einen Grund dazu hätte. Die Winterluft ist so frisch, der Himmel so rein, und es atmet sich so leicht im Frost, daß ich auch gar keine Veranlassung finde, traurig zu sein.

IV.

Folgender Gedanke ist mir in den Kopf gekommen: ich glaube, der Mensch besitzt nicht *eine* Seele nur, sondern mehrere, die alle einander gleichen. Eben gräme ich mich und schreibe folglich so, wie ich es jetzt tue. Allein ich kenne auch Zeiten, wo ich dasselbe ganz anders erzählen würde. Wie kommt das? Liegt hier etwa ein Geheimnis verborgen? Ich weiß es wirklich nicht, denn ich habe mich bereits so sehr an all das gewöhnt, daß es mich nicht mehr überrascht. Mag sein, daß sich andere noch darüber wundern können.

Da hab' ich mich wieder mit meinen Gedanken weiß der Himmel wohin verrannt!

Vor mir erhebt sich eine alte Klosterpforte. Unter dem Torbogen brennt sanft und ruhig ein Lichtlein in der Ampel. Es blinzelt. Ich stehe einsam am eisernen Gitter. Um mich herum schimmern, von Reif und Schnee bedeckt, schwere Zweige. Sie neigen sich tief und schweigen. Und der Schnee darauf ist so weiß – weiß, so rein.

Ich betrachte sie und denke:

«Wie ist es hier still... So ruhig brennt das Lämpchen und so sanft... Und wie wenig ähnlich sieht doch dieses verschwärzte Antlitz auf dem Heiligenbild über der Pforte dem ruhelosen, irdischen Gesicht einer Frau...»

Und noch einmal blicke ich auf das sanfte Licht und die weißen Zweige um mich herum. Doch seht, da ist niemand, dem ich davon sprechen könnte.

Ach, wie kalt und unfreundlich ist doch das Leben, wenn du niemand hast, dem du sagen kannst, wie rein der Schnee auf den Zweigen schimmert, und wie sanft das Lämpchen unter dem Bogen blinzelt!

Übrigens, einmal war jemand da... Doch das ist schon sehr lange her. Wahrscheinlich erinnere ich mich nicht einmal mehr an den Namen. Ich glaube fast, ich habe irgendwann einmal etwas davon geschrieben...

Vom Sammetjäckchen und vom weißen Tuch...

Das war's eben. Bloß ist das alles, woran ich mich noch erinnere. Ja, noch ein Landhaus war da, mit Säulen gegen den Garten... ein Steg führte über ein Bächlein neben dem Park, dazu ein Brücklein, über das ich fuhr, als ich alles verließ. Damals hingen noch Blätter an den Bäumen. – Gelbe.

Herbstliche.

Jetzt aber – sind die Blätter verschwunden – seht, dort drüben zittern noch welche im Winde. Ganz verschrumpft sind sie und so jämmerlich – vom Froste...

V.

Wieder denke ich an Anton und an sie, die Frau, die das Schicksal ihm gesandt.

Wie stürmisch und ruhelos ist doch das Weib, wenn die Leidenschaft in ihr erwacht! Zuweilen komme ich hin und sehe, sie sitzt auf dem Diwan und schaukelt unruhig ihr schmales Füßchen im kleinen Lackschuh und dem feinen Seidenstrumpf. Anton steht fast schuldbewußt vor ihr und versucht sie von irgend etwas zu überzeugen. Doch sie beißt sich die Lippe und schaut zum Fenster hinaus.

Da erblickt sie mich, springt auf und verschwindet im Nebenzimmer. Von dort tritt sie schon lachend heraus – wie man nach Tränen lacht – und indem sie mich anblickt, schmiegt sie sich an Anton und bittet uns, ihr zu verzeihen. Wir verzeihen beide. Augenblicklich.

Ja, die Liebe des Weibes scheint doch wirklich eine solche Glückseligkeit zu sein, daß er gerne seine ganze Seele dafür hergäbe...

Ich aber kann mich noch immer nicht so recht für ihn freuen, so wie ein Freund es doch tun sollte. Das kommt daher, daß ich mehr an mich denke. Wie oft sagte ich mir schon, daß dies häßlich sei! Allein, es hilft alles nichts. Gar zu wehmütig ist es mir ums Herz. Es will mir scheinen, als träfe es sich immer so auf Erden, daß, wenn ich komme, alle Plätze besetzt sind.

« Das heißt also, daß ich zu spät komme? »

« Wahrscheinlich doch! Wie könnte es sonst sein, daß ich auch nirgends einen freien Platz finde? »

Da bin ich nun schon wieder bei dem weißen Haus. An dem besetzten Platz. Dabei bin ich erst gestern hier gewesen. Das geht doch nicht... Natürlich nicht. Übrigens könnte man ja bloß 'reingehen und Anton etwas fragen. Es ist ja nicht möglich, daß er sich von mir so weit entfernt hat, daß er keins der früheren Worte mehr für mich findet...

Und ich steige die Treppe hinauf.

Ich liebe Treppen in großen, städtischen Häusern sehr. Das mag damit zusammenhängen, daß ich selbst ein Dorfkind bin. Immer sind sie voll von irgendwelchen Geräuschen. Da öffnet und schließt sich irgendwo oben eine Tür. Fröhliche Stimmen schwirren auf und nieder.

Ihre Tür auf dem glatten, steinernen Treppenabsatz kenne ich gut. Sie ist mit Wachstuch beschlagen und hat einen abgenutzten Messinggriff. Wenn man läutet, springt nach einer Minute das Schloß auf, und hinter vorgezogener Kette guckt jemand heraus. Erst dann wird die Kette entfernt.

Das geschieht wahrscheinlich als Schutz gegen Diebe.

« Ich sitze alleine », sagt sie, errötend sich vor mich stellend, und streckt mir ihre wundervollen Hände entgegen.

« Ich kam bloß, um zu fragen, ob Anton zu Hause sei. »

« Ach, bloß darum... »

« Ja, bloß darum », erwiderte ich mutig, damit sie nicht denke, ich sei aus einem andern Grunde noch gekommen.

« Nein, er ist noch nicht da », und die Augen etwas zukneifend, wendet sie sich ab und schaut durchs Fenster.

Ich betrachte sie und denke:

«Wie eifersüchtig ist doch die Liebe des Weibes... Es ist ihr sogar unangenehm, daß Anton mich liebt. Sie möchte allein seine Seele beherrschen.

«Vielleicht wird er bald kommen?» frage ich.

«Vielleicht.»

«Vielleicht sollte ich warten?... Es ist schon sehr spät, und noch einmal den Weg machen, wäre zu weit und zu kalt bei diesem Schneesturm...»

Da kehrt sie sich rasch vom Fenster zu mir und sagt:

«Ich will Sturm haben, ich will keine Ruhe! Kommen Sie!»

Und in fieberhafter Hast zieht sie das Pelzmäntelchen an.

«Wenn er aber kommt, während wir fort sind?» sage ich.

«Mag er kommen...»

Wir springen die Treppen hinunter und laufen hinaus auf das weiche, schneeverwehte Trottoir. Alles ist hier weiß. Im trüben Halbschein des Gestöbers schaukeln die Laternen und werfen weite Bogen auf das Licht der Straße. Fußgänger eilen knirschend über den gefrorenen Schnee, und an den Ecken stehen Kutscher, auf ihren Schlitten liegt schichtenweise der Schnee.

Sie packt mich am Arm. Ich sehe ihre schwarz leuchtenden Augen, wie sie aufwärts in die meinen blicken, durch den Ärmel des Pelzmäntelchens fühle ich ihren warmen, vollen Oberarm. Noch nie habe ich sie an dieser Stelle gehalten. Wir gehen rasch, laufen fast. Der Schnee verklebt uns die Wimpern und macht die Augen blind. Das ist so fröhlich, und wir lachen... Besonders, da ihr Arm unter meinem Arme liegt.

Sie strauchelt oft. Und wenn sie strauchelt, drücke ich unwillkürlich ihren Arm fester. Dann – zuckt jedesmal fühlbar das Herz zusammen. Und voll Ungeduld erwarte ich jede neue Unebenheit des Weges.

In solchen Momenten verstummt sie aus irgendwelchem Grunde plötzlich, und wir gehen dann eine Weile schweigend nebeneinander her.

«Herrlich ist es!» sagt sie.

«Ja», antworte ich. «Das kommt... weil es Winter ist.»

«...und, weil...»

Sie spricht den Satz nicht zu Ende.

«Er ist schon da!» sage ich.

«Wer?...» und die Unzufriedenheit eines unangenehm berührten Menschen klingt plötzlich durch.

«Anton.»

« Nun, und was schadet's! »

« Er wird sich beunruhigen. »

« Ich vergaß, daß Sie solch ein... sein Freund sind... » sagt sie kühl, mit zusammengepreßten Lippen. « Gehen wir also heim... »

Und wir kehren schon schweigsam zurück.

Anton ist schon da. Er öffnet uns die Tür und schilt sie mit zärtlichen Worten ihres Leichtsinns wegen. Doch sie nimmt müde den Mantel ab, reicht ihn ihm und setzt sich in den Lehnstuhl. Unruhig und gespannt, sich die Lippe beißend, starrt sie vor sich hin.

Wahrscheinlich ist sie müde. Der Schnee lag ja auch so tief auf der Straße.

Dann begeben wir uns in ihr Stübchen – ein kleines Kabinett mit einem Diwan drin. Mich zieht's nach diesem Stübchen immer nur so hin. An den Wänden sind grüne Tapeten – grün ist auch der Diwan. Auf dem Diwan liegt immer ein kleines Sammetkissen, gerade groß genug, um es unter die Wange zu schieben, und ein klein wenig zu schlummern.

Wenn man Lust dazu hat.

Ich aber liebe Sammet sehr. Wahrscheinlich habe ich mich darum auch so an dieses Stübchen gewöhnt, an das kleine Kissen auf dem grünen Diwan.

Gewöhne ich mich doch sehr leicht an Dinge.

Ich lasse mich auf dem Diwan nieder. Wird sie sich wohl zu mir setzen?... Zu zweit auf dem Diwan sitzen ist sehr angenehm, besonders im Winter, wenn es draußen stürmt und schneit. Einmal – an einem Abend – saßen wir auch wirklich so. Doch – nichts hat sich zgetragen.

Wir sprachen ganz einfach von Anton.

Und obgleich nun Anton selber da ist, und wir also nicht über ihn sprechen können, so möchte ich doch furchtbar gerne, daß sie sich neben mich setze.

Nun habe ich aber schon öfters bemerkt, daß wenn man etwas sehr intensiv wünscht, es der andere unbedingt ausführt. Ja, er tut es sogar, ohne zu wissen oder zu ahnen, daß er dabei den Wunsch eines andern erfüllt.

Sie erhob sich vom Lehnstuhl, zögerte – als wäre sie über ihren Entschluß gleichsam im unklaren – ein Weilchen und kam dann zu mir auf den Diwan und nicht zu Anton. Wahrscheinlich wußte sie selbst nicht, weshalb sie dies tat.

Natürlich wußte sie es nicht.

Ich habe es ihr doch nicht laut gesagt.

Anton steht vor ihr, hält ihre Hand in der seinen und streichelt sie mechanisch, während er mit mir spricht. Sie tut, als bemerke sie ihn nicht, und ihre andere Hand ruht ganz dicht neben mir – auf dem kleinen Sammetkissen.

Liegt da und krampft unruhig die Finger auf und zu.

Dann schleppt Anton das große Paket heran, das er mitgebracht, und nachdem er es geöffnet, hängt er das gekaufte Bild an die Wand, schlägt die Nägel dazu ein.

Er baut sich sein Nest. Zum erstenmal im Leben hat dieser sanfte Mensch etwas irdisches Glück erschaut, eine sichere, ruhige Zufluchtsstätte gefunden.

Ich gehe. Beide begleiten mich vor die Tür. Sie bleiben zurück, während ich fortgehe... Nun, was geht das mich an! daß die beiden zurückbleiben! Das ist doch sehr schön! Zum erstenmal hat doch mein Freund das Glück erschaut. Zum erstenmal hat eine Frau ihn liebgewonnen. Was Wunder gab er für dieses Glück seine ganze Seele dahin, seine unsterbliche Seele!

Ich zögere etwas, warte auf ihren Blick, um noch einmal unter den Lidern hervor den dunkeln Glanz ihrer Augen zu sehen. Ihre Augen sind sehr schön, wenn sie glänzen... Doch sie steht mit der Kerze in der Hand, und die langen Wimpern sind gesenkt. Fest zusammengepreßt sind auch ihre Lippen. Die Tür fällt ins Schloß.

Ich trete in den Hof hinaus.

Wie wenig liebe ich die weiten, dunkeln Höfe der Städte! Welche Einsamkeit lastet über ihnen. Drinnen – leben Leute, was draußen aber geschieht, kümmert sie wenig. Und wäre die Sehnsucht eines Menschen noch so groß, niemand würde sie vernehmen.

Unter den vielen Fensterreihen suche ich – ich weiß nicht warum – ihr Fenster. Und ich schaue lange hinauf und warte. Da, will es mir nicht scheinen, als bewege sich dort ein Vorhang, und jemand trete an das Fenster?

Nein, niemand tritt an das Fenster.

VI.

« Geben Sie mir dort die Wolle... Aus dem roten Körbchen... », sagt sie. « Nein, nicht dort! »

Sie steht auf und tritt mit dem leichten Schritt ihrer wohlgeformten

Füße an den Tisch heran. Und ganz, ganz dicht neben mich sich stellend, öffnet sie das Körbchen. Da verfängt sich dort etwas bei ihr. Eine Häkelnadel wahrscheinlich – irgendein Faden vielleicht. Mein Herz pocht laut. Ihr aber zucken die Lider. Indessen kehrt sie sich rasch wieder vom Tisch weg und setzt sich, ohne mich anzuschauen.

« Da bin auch ich! » ruft Anton.

Er kommt herein mit allerlei Schächtelchen und Päckchen beladen. . .

« Das ist für dich! . . . » sagt er, ein Schächtelchen ihr reichend. « Für dich! »

Sie küßt ihn zärtlich erregt, doch ihr Blick ruht nicht mehr wie früher auf mir.

« Eben sprachen wir von dir! » sagt sie zu ihm.

Dies macht mich staunen: sprachen wir denn von ihm? Ich suchte doch die Wolle? Sicherlich verwechselt sie etwas. Das war ja gestern, daß wir von ihm sprachen – im Schneegestöber. Heute fiel kein Wort über Anton.

Ja, jetzt erinnere ich mich gut, daß wir gestern, nur beim Schneegestöber, von Anton sprachen.

« Wie herrlich war gestern der Sturm! » sage ich.

Da hebt sie rasch den Kopf zu mir und – plötzlich verändert sich der Ausdruck ihrer Augen. Die Lider ziehen sich zusammen, die Pupillen werden dunkler, und die Augen füllen sich mit bebenden Strahlen und schauen nur auf mich. So blicken wir einander eine Weile an.

Es ist schon spät. Ich muß gehen. Wieder geleiten mich beide an die Tür. Die Kerze in der Hand, hält Anton ihre Taille umschlungen. Da durchrieselt ihren Körper eine ungeduldige Bewegung. Etwas scheint sie zu bedrücken.

Wahrscheinlich faßt er sie ungeschickt.

Und auf einmal erinnert sie sich an das Buch, das mir Anton geben wollte.

« Gib ihm das Buch. . . hol es schnell. . . » sagt sie.

Anton entfernt sich. Im Halbdunkel sehe ich ihre Augen. Sie schauen zu mir und warten. So gespannt blicken sie, daß ich fragen möchte:

« Was ist? »

Doch in demselben Augenblick schon schlingen sich zwei zarte, hastige Frauenarme um meinen Hals, und jemand fragt in heißem, raschem Flüsterton:

« Hast du es denn nicht gewußt? Hast es nicht gewußt? . . . »

Ich aber hatte es wirklich nicht gewußt.

VII.

.....
 Mein armer Freund trat ohne Kampf zurück. Von mir aber ist er irgendwohin, weit weggegangen. Noch lange sah ich durchs Fenster seine gedrungene, etwas gebückte Gestalt.

Ja, das Leben ist stark, doch stärker ist die Liebe. Lerne sie kennen, und du vergisdest alles. – Das hat er mir gesagt.

Und so vergaß auch ich alles. Vergaß, daß er meines Herzens bester Freund war. Also muß doch die Liebe der Frau ein Kleinod sein, dafür man willig seine eigene Seele und die Seele seines besten Freundes hingeben kann!

Auch gar zu schrecklich muß wohl die Einsamkeit sein. Kälte und Verlassenheit ängstigen den Menschen.

Deshalb denken einsame Seelen auch an die Frau als an eine stille Zufluchtstätte voll Ruhe und sanfter Zärtlichkeit, träumen davon, mit einer einzigen das ganze Leben zu durchwandeln – bis an das Grab.

Wann hat dies alles bei mir begonnen?

Nun, wahrscheinlich damals, als ich an einem Winterabend einsam vor der Klosterpforte stand und gedankenverloren auf das blinzelnde Lichtlein schaute und auf den weißen Schnee an den schweren Zweigen. Damals dachte ich wohl zum erstenmal an die Seele der Frau. Wahrscheinlich damals. Übrigens denkt man oft an solche Dinge.

Besonders im Winter.

Und nun, sitzen wir alleine da. Der Frost hat die dunkeln Scheiben mit Reif überstreut. Auf dem Tisch brennt die Kerze. Hier steht der Diwan mit dem kleinen Sammetkissen darauf. Und ihre wunderbaren Hände sind auch hier... mir geöffnet!... Mein Haupt ruht in ihrem Schoß. Sie neigt sich über mich, faßt mein Gesicht in ihre Hände und blickt mir tief in die Augen. Ich hebe meine Arme und ziehe sie zu mir herab.

«So sieht also das Glück aus!» sage ich mir leise und glaube nicht, es in den Händen zu halten. Auf ewig. Dieses Kleinod, dafür man willig seine unsterbliche Seele hergeben könnte.

Ja, und obendrein auch noch die Seele seines Freundes.

Und da zieht es mich auf einmal zu ihm hin. Ich möchte ihn aufsuchen und ihm sagen:

«Mein lieber Freund, du mein Einziger... verzeih mir!... Ich bin so glücklich. So glücklich...»

VIII.

«Woran denkst du? Wohin gehst du?»

Sie hatte den ganzen Tag mit hinaufgezogenen Beinen auf dem Diwan gesessen, sie klagte über etwas Unwohlsein. Jetzt aber, am Abend, steht sie auf und will ausgehen.

In den letzten Tagen zieht es sie allabendlich gewaltsam aus unserem stillen Winkel hinaus ans Licht der Laternen, zum Lärm in den Straßen und Theaterfoyers. Und in der ersten Zeit schlang sie, wenn wir zurückkehrten, ihre Arme gleichsam aus Dankbarkeit erregt um meinen Hals und küßte mich heißer als sonst...

So drängt es sie nun jeden Abend aus dem Hause, damit sie mich hernach umso inniger lieben könne.

Das sagte sie mir selbst.

Zu eitlen Lärm und Glanz zieht sie irgendeine mir unverständliche Macht hin. Nicht die Ruhe liebt sie. Bei uns aber treten jetzt nach langen Stunden der Liebkosungen öfters Zeiten der Stille ein. Augenblicke des Schweigens. Man weiß nicht, was man sagen soll. Schicke ich mich aber an, ihr von dem zu erzählen, was die Seele eines Mannes in den seltenen Augenblicken der Erleuchtung schaut, dann hört sie mir ergeben zu und streichelt zärtlich meine Hand.

Doch eine Antwort kennt ihre Seele nicht auf meine Worte.

Soll man aber lange Zeit allein sprechen, so wird es einem ungemütlich, besonders wenn man den zerstreuten Blick des andern bemerkt.

Vielleicht unterhalten wir uns besser später. Umso eher, da ich bis dahin bestimmt mir etwas ausgedacht haben werde.

Übrigens ist sie ja auch eben beschäftigt... muß irgendwohin eilen... Das ist der Grund ja, weshalb wir nicht mehr sprechen können – es fehlt uns an der Zeit dazu. Auch jetzt hat man dem Dienstmädchen Mascha zu sagen vergessen, daß sie etwas ausplätten möchte. Etwas, das äußerst wichtig ist.

Wichtig ist auch, daß man jetzt ausgeht.

Ich will sie begleiten, doch sie sagt, das Zusammensein ermüde sie. Sie möchte allein sein... Da habe ich also gar nicht gewußt, daß sie sich nach Einsamkeit sehnen kann?... Das freut mich, will es mir doch immer scheinen, als lebe die menschliche Seele bloß in der Einsamkeit wirklich tief, scheidet nur dann in sich das Ewige vom Alltäglichen, Zufälligen.

Sie ist gegangen... Hinter der Tür verschwand das Pelzmäntelchen... Nicht einmal ihren Blick bemerkte ich heute. Wahrscheinlich war sie

in großer Eile... Hatte keine Zeit mehr, sich nach mir umzuschauen. Selbst die Tür schloß sie rasch hinter sich zu... damit keine Kälte in die Wohnung eindringe.

IX.

Ich bin allein und denke an den Freund... Wo mag er jetzt wohl sein?... Zwei Monate schon, seit ich ihn zuletzt gesehen! Vielleicht irrt er ebenso einsam wie ich einst draußen umher?...

Wie ist doch das menschliche Leben so voller Zufälligkeiten! Kaum hat man sich versehen, da nimmt es einem die letzte Freude weg.

Du sanfter Sonderling... Sein Glück dachte er gefunden zu haben und verkaufte dafür seine unsterbliche Seele. Allein, da zeigte es sich, daß das Glück nicht ihm, sondern mir bestimmt war...

So gab er denn seine Seele umsonst her. Aus Versehen...

Das Glück gehört nur dann mir, wenn es auch mit mir geht...

Ich fürchte mich, ohne Glück zu bleiben, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Meine Einsamkeit bietet mir jetzt nichts mehr. Denn meine ganze Seele gehört ihr.

Und ist sie fort, so blicke ich vergebens in meine Seele hinein.

Sie ist vollständig verstummt. Ja – ich brauche sie schon gar nicht mehr. Eines nur brauche ich. Köstlicher als mein Leben ist mir der Blick in den dunkeln Glanz ihrer trauten Augen, sind die kleinen Flocken auf den Wimpern und das Gefühl der eisigen Kälte ihrer geröteten Wangen auf meinen Lippen.

Ich gehe auf und nieder und überlege mir, worüber wir sprechen könnten, wenn sie wieder da ist. Denn, finde ich jetzt keinen Gesprächsstoff, dann werden wir wieder den ganzen Abend stumm nebeneinander sitzen wie gestern.

Meine Seele könnte ich entzweireißen, um ihre Seele zu füllen. Damit sie den Reichtum unserer Stille verspüre. Doch meine Worte genügen ihr nicht mehr. Das will also heißen: sie braucht andere Worte? Was für Worte denn? Kann ich sie ersinnen?...

So gehe ich auf und ab und besinne mich... Die dunkeln Scheiben sind mit Reif überstreut. Das Straßenlicht funkelt in den Mustern. Der gefrorene Schnee knirscht unter den Füßen. Mitten am Himmel steht über der Stadt der lichte Kreis des Mondes.

Im Zimmer aber steht der Diwan... Leer...

Mit dem kleinen Sammetkissen darauf...

Da, ein Klopfen an der Tür – vorsichtiges Pochen. Das ist sie. Sie

glaubt, ich schlafe und klopft leise, um mich nicht zu wecken. Mascha soll öffnen. Da öffne ich aber.

Sie ist da.

Hinter der Tür steht auf dem Treppenabsatz noch jemand. Der Biberkragen eines Mantels... Hastiges Händedrücker... Und schon tritt sie ein.

Die dunkeln Augen leuchten. Die Wangen glühen rot.

Das kommt vom Frost.

Aber die Lider heben sich nicht. Das kommt von der Müdigkeit. Ich umarme sie ganz sanft. Wahrscheinlich aber doch zu ungeschickt: sie zuckt schmerzlich zusammen und zieht ihre Hand zurück. Wir sitzen schweigend da. Worüber könnten wir heute abend sprechen? Mir ist natürlich wieder nichts eingefallen! Doch sie will ja auch gar nicht sprechen. Sie will schlafen, vor Müdigkeit.

Und allein... in ihrem Zimmer.

.....

Da bin ich nun wieder hierhergeraten. Alte Plätze, bekannte Orte...

Ein eisernes Gitter und schwere, schneeige Zweige.

Die Füße straucheln und versinken im tiefen Schnee. Die Augen starren gedankenlos zu dem sternbesäten Himmel empor, während die Lippen etwas murmeln... Irgendein Wort... oder einen Namen...

Mein Gott, wie ist das Leben doch so voller Zufälligkeiten!...

Vor mir ist wieder der bekannte Winkel: die Klosterpforte, Schnee auf den Zweigen... das Lichtlein in der Ampel und das alte eiserne Gitter...

Ich schaue auf den Schnee, in das sanfte Lichtlein unter dem Bogen und flüstere etwas vor mich hin.

Dann gehe ich fort, ohne zu wissen wohin.

Da stoße ich plötzlich mit dem Gesicht beinahe auf ihn.

Anton.

Er trägt den alten Hut. Die Augen sind erloschen, tot und starren in die Weite. Mir hebt sich die Hand. Ich will ihn festhalten. Jedoch er bemerkt mich nicht und geht vorbei. Und da möchte ich ihm nach-eilen, ihn einholen und ihm sagen:

«Mein lieber Freund, du mein Einziger, verzeih mir!... Ich bin so unglücklich.»

«So unglücklich!»...